

Netfeelings: das Emotionale in der computergestützten Kommunikation

Schachtner, Christina

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schachtner, C. (1999). Netfeelings: das Emotionale in der computergestützten Kommunikation. *Journal für Psychologie*, 7(4), 33-45. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-28605>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

ren Wissenschaften und auch mit den Medien zu leben, statt dem Zwang zu erliegen, voreilige Intimitäten herzustellen. Daraus kann sich dann, so wollen wir mit Sennett hoffen, eine neue Urbanität entwickeln.

Anmerkungen

- 1 R. Sennett, Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt (Fischer) 1986
- 2 Vgl. Andreas Grote, Florenz, München 1965, S.123
- 3 Der Briefwechsel Freud/Jung wurde 1974 von William McGuire und Wolfgang Sauerländer im

Fischer-Verlag publiziert. Die zitierten Briefe finden sich auf S. 593 ff

- 4 W. Schmidbauer, Helfen als Beruf. Die Ware Nächstenliebe. Reinbek 1983
- 5 Norbert Elias, Der Prozess der Zivilisation, Frankfurt 1976
- 6 Lionel Trilling, Das Ende der Aufrichtigkeit, Frankfurt 1989. Der Originaltitel ist präziser: Sincerity and Authenticity; die entsprechenden Vorlesungen hielt Trilling 1970 in Harvard
- 7 J. J. Rousseau, Bekenntnisse, München (Winkler) 1978, S.9
- 8 L. Trilling, Das Ende der Aufrichtigkeit, Frankfurt 1989, S.133

Netfeelings

Das Emotionale in der computergestützten Kommunikation

Christina Schachtner

Zusammenfassung

Aufgrund der veränderten Kommunikationsmöglichkeiten in Datennetzen ergibt sich ein neuer, spezifischer Entstehungskontext für das moderne Gefühlsleben. Insbesondere situative Gefühle besitzen über ihren Weltbezug eine handlungsleitende Funktion. Für das Gefühlsleben im Netz entstehen hier vollkommen neuartige Herausforderungen, die an bislang selbstverständliche Grundbedingungen des emotionalen Lebens der Menschen rühren. Solche Herausforderungen sind etwa der Zeitunterschied in der netzgestützten Kommunikation, die Abwesenheit der leiblichen Sphäre des Gesprächspartners, die Möglichkeit, auf der sprachlichen Ebene relativ rasch einen intensiven Kontakt zum Gegenüber herzustellen, die Gefahr von emotionalen Mißverständnissen und die daraus entstehenden, neuen Empfindlichkeiten und Verletzbarkeiten. Diese neuen Risiken, aber auch Chancen werden anhand von mehreren Beispielen veranschaulicht. Abschließend wird

die mit den emotionalen Herausforderungen in der computergestützten Netzkommunikation einhergehende Dekonstruktion tradierter Strukturen von Subjektivität erörtert.

Warum stelle ich mir dieses Thema? Warum gehe ich davon aus, dessen Bearbeitung könnte auch für andere von Interesse sein? Verspricht diese neue Fragen, spannende Blickwinkel und überraschende Erkenntnisse? Wenn ja, was geht uns das dazugewonnene Wissen an?

GEFÜHLE ALS BRÜCKE ZUR WELT

Nicht der Verstand, sondern Gefühle stehen nach Herder am Anfang jeder Erfahrung (vgl. Herder 1961, 854 ff.). Gefühle bilden ein Kernstück unserer Subjektivität. Sie kommen uns in besonderer Weise nahe; sie beschleichen, ergreifen, überwältigen, erschüttern, blockieren oder beflügeln uns (vgl. Schmitz 1995, 49). Seit Beginn der Neuzeit besteht die Tendenz, zwei Klassen

von Gefühlen voneinander zu unterscheiden: die habituellen, andauernden Gemüthsheiten und Leidenschaften wie Depression oder Optimismus, die so etwas wie eine passive Gefühlsdisposition bezeichnen, und die aktuellen, spontan auftretenden Gemüthsbewegungen, die man Emotionen nennt, wie Ärger, Wut, Freude (vgl. Fink-Eitel, Lohmann 1993, 7f.).

Mein Erkenntnisinteresse richtet sich auf die zweite Art von Gefühlen, die situativ entstehen. Sie haben in unserem täglichen Leben eine informierende, erkenntnisbildende und handlungsmotivierende Funktion. Spontan in einer Situation empfundene Scham beispielsweise informiert mich über geltende Normen und Wertmaßstäbe und macht mir eine Diskrepanz zwischen den eigenen Möglichkeiten und den gesellschaftlichen Erwartungen bewußt. Sie kann mich dazu motivieren, die erkannte Diskrepanz zu überwinden oder die gesellschaftlichen Standards in Frage zu stellen. Die Freude, die mir die Ausübung bestimmter Tätigkeiten bereitet, macht mir meine Vorlieben und Stärken bewußt; sie liefert mir damit Hinweise auf mögliche Berufsperspektiven. Durch meine Gefühle erfahre ich, was mir die Welt, andere, mein Leben bedeuten (vgl. Löw-Beer 1993, 96). »Neben dem Meinen und Wollen«, so behaupten Heinrich Fink-Eitel und Georg Lohmann, »ist das Fühlen die Fähigkeit, die bewußtes menschliches Leben wesentlich ausmacht« (Fink-Eitel, Lohmann 1993, 7).

Gefühle sind für das Individuum eine Brücke zur Welt, denn sie sind stets Bewegungen auf etwas oder jemanden zu oder von etwas oder jemanden weg (vgl. Schmitz 1995, 48). Nicht nur in der emotionalen Zuwendung, auch in der emotionalen Abwendung bleibe ich in bezug auf eine Um- und Mitwelt situiert (vgl. Merleau-Ponty 1966, 414). Zu- und Abwendung vollziehen sich im Medium der Kommunikation: verbal oder nonverbal.

Ungeachtet dessen, daß Gefühle wesentlich sind für die menschliche Existenz, leben

wir in einer Kultur, in der der öffentliche Ausdruck von Gefühlen tabu ist. Unsere Kultur verlangt, cool zu sein: »Bitte keine Emotionen! Bleiben wir sachlich!«, ist ein bekannter Appell, mit dem eine sachgerechte Behandlung von Themen sichergestellt werden soll. Dieser Appell ist dem die westliche Kultur auszeichnenden Rationalisierungsprozeß geschuldet, in dessen Verlauf das Gefühl von der Vernunft getrennt und die Vernunft gegen das Gefühl hierarchisch gesetzt wurde. Jeder Erziehungsprozeß ist ein Prozeß der Zähmung ungebärdiger Lust am Ausdruck von Gefühlen (vgl. Dreitzel 1995, 500). Weder das Lachen noch das Weinen darf zu laut, zu heftig, zu wild ausfallen. Die im Verlauf der Zivilisation auf soziogenetischer Ebene erfolgte »Affekt-Regulierung und -Modellierung« (Elias 1976, 186), wiederholt sich in der psychogenetischen Entwicklung jedes Individuums. Die Disziplinierung und Verdrängung von Gefühlen hat Konsequenzen für individuelles und gesellschaftliches Leben. »Ohne Liebe, ohne daß wir andere annehmen und neben uns leben lassen, gibt es keinen sozialen Prozeß, keine Sozialisation und damit keine Menschlichkeit«, erklärten Humberto Maturana und Francisco Varela, und sie fahren fort: »Wir haben nur die Welt, die wir zusammen mit anderen hervorbringen, und nur Liebe ermöglicht uns, die Welt hervorzubringen« (Maturana, Varela 1987, 266 f.). Doch nicht nur die ungelebte Liebe, auch der ungelebte Haß wirkt zerstörerisch. Haß signalisiert, daß eine Beziehung krank ist, daß etwas an ihr geheilt werden muß (vgl. Schmidbauer 1985, 88). Offener Haß kann Gegenkräfte mobilisieren; die Verleugnung von Haß leistet der indirekten Aggression Vorschub, die jegliche Entwicklung blockiert.

Die existentielle Bedeutung von Gefühlen einerseits und deren kulturelle Disziplinierung andererseits sind Grund genug, sich mit der Gefühlsfrage zu beschäftigen. Doch mein Blickwinkel ist spezifischer. Er richtet

sich auf das Emotionale in der computergestützten Kommunikation. Wirft diese Form der Kommunikation besondere Fragen im Hinblick auf das Äußern und Erleben von Gefühlen auf?

DATENNETZE ALS SPEZIFISCHER ENTSTEHUNGSKONTEXT VON GEFÜHLEN

Amy, eine amerikanische Studentin, die sich online Sita nannte, lernte in einem MUD¹ einen deutschen Studenten kennen und lieben, der in dem Phantasiespiel als Ovlor agierte. Sie stellt fest: »It was very easy for me to say 'This is the net and this is real life.' It was very easy for me to say 'I can love this person all I want because he's 4000 miles away. He is Ovlor, not Michael. And I am not Amy. I'm Sita on the net« (zit. n. Bahl 1997, 102). Amy unterscheidet zwischen dem Leben online und offline. Räumliche Kontexte wirken als Bedingungsgefüge für das Entstehen, das Äußern und das Erleben von Gefühlen. Inwiefern bilden elektronische Datennetze Räume, die dem Emotionalen spezifische Entfaltungsmöglichkeiten bieten? Setzt die Verwendung des Raumbegriffs nicht geographische Grenzen voraus, die elektronische Datennetze nicht aufweisen, da sie global ausgelegt sind? Analog zur Physik wird auch in den Geisteswissenschaften der soziale Raum als ein homogenes dreidimensionales Gebilde vorausgesetzt (vgl. Paetau 1997, 108). Georg Simmel weicht von dieser Annahme ab, indem er die sozialen Wechselbeziehungen als raumkonstituierend definiert. Der soziale Raum ist für Simmel »eine Tätigkeit der Seele« (Simmel 1922, 64). Eine Zuspitzung erfährt die Simmelsche Position in dem von Alfred Schütz und Thomas Luckmann entwickelten Lebensweltansatz. Der Begriff Lebenswelt bezeichnet ein auf sozialer Interaktion basierendes Aggregat von Sinnstrukturen und Deutungsmustern, die losgelöst von materiellen Grenzen soziale Kontexte begründen (vgl. Schütz, Luckmann 1975, 25). Im Lebensweltansatz wird die Container-

Metapher überwunden. Soziale Räume erscheinen nicht als dinglich-materielles Gehäuse, sie werden vielmehr als Koordinatensystem sinnproduzierender Handlungen beschrieben. Elektronische Datennetze repräsentieren als kulturelle Errungenschaften spezifische Praktiken und Sinnzusammenhänge (vgl. List 1996, 90) und können daher in Anlehnung an den Lebensweltansatz als soziale Kontexte begriffen werden. Das bedeutet, daß wir, wenn wir uns in elektronische Kommunikationsforen einklicken, in eine andere Wirklichkeit wechseln. Das ist im Prinzip nicht neu. Auch beim Musikhören, Briefeschreiben, Meditieren wechseln wir in gewisser Weise den Kontext. Auch jenseits computergestützter Kommunikationsräume existieren mannigfaltige Wirklichkeiten, die sich im Zuge der Ausdifferenzierung unserer Gesellschaft herausgebildet haben. Der Entwicklungsdynamik der Moderne entspricht ein »Leben im Plural« (Welsch 1991, 352).

Welche Sinnstrukturen erwarten uns in elektronischen Datennetzen? Die Entwicklung der Computertechnologie steht in der Bedeutungstradition des okzidentalen Rationalismus, der im 16./17. Jahrhundert seinen Siegeszug begann. Er stützt sich auf eine Rationalität, die Max Horkheimer instrumentelle Vernunft genannt hat (Horkheimer 1967), als deren Dreh- und Angelpunkt die Zweck-Mittel-Relation fungiert. Der Siegeszug des okzidentalen Rationalismus ist, wie erwähnt, der Siegeszug einer Entwicklung, die das Gefühl von der Vernunft trennt und das Gefühl als irrational abstempelt. Der Computer, den ich an anderer Stelle als Geistmaschine bezeichnet habe (vgl. Schachtner 1993), verkörpert die Implikationen des okzidentalen Rationalismus in bislang perfektester Form. Ihrer Bestimmung nach spricht die Technik allein die kognitiven, formal-logischen Kompetenzen der Subjekte an. Doch bereits die Studien zum Umgang mit dem Personalcomputer weisen darauf hin, daß die Handhabung die-

ser Technik intensive Gefühle evoziert (vgl. Scherer 1997; Schachtner 1993, 49 ff.; Turkle 1986). Dasselbe Phänomen dokumentieren erste Berichte und empirische Untersuchungen in elektronischen Kommunikationsnetzen. Es werden vor allem zwei Gefühlskomplexe beschrieben: Liebe, Erotik, Freundschaft einerseits und Aggression und Gewalt andererseits. Wie Howard Rheingold, der Schöpfer des Computerkonferenzprogramms WELL, schreibt, sind plötzliche Beschimpfungen und Unhöflichkeiten in der computergestützten Kommunikation keine Seltenheit (vgl. Rheingold 1994, 110). Aggressionen sind so verbreitet, daß es dafür einen feststehenden Begriff gibt, das Flaming. Rheingold berichtet von der Usenetgruppe alt.flame, in der sich die User nur deswegen treffen, um sich den ganzen Tag gemeine Verwünschungen an den Kopf zu werfen (vgl. ebd.). Die Geschichte von Amy und Michael ist dagegen ein Beispiel für eine erotische Netzbeziehung. Aus der Begegnung in einem textbasierten Fantasyspiel entstand über Kontinente hinweg eine Liebe, der das Netz bald zu eng wurde. Buchtitel wie »Cyberrom@nzen« (Casimir, Harrison 1996), »Vernetzte Herzen. Chat, Flirt und Leidenschaft im Cyberspace« (Reisch 1997) verraten, daß Liebe, Erotik und Sexualität in Datennetzen weder unmöglich noch ungewöhnlich sind.

Gefühle können sich in der computergestützten Kommunikation nicht direkt äußern - hier setzt die rationalistische Bedeutungstradition der Computertechnologie Grenzen - sie müssen transformiert werden in Worte und Zeichen. Doch dies scheint die Intensität der Gefühle nicht zu schmälern. Für Roger Harrison sind die Menschen, die er im Netz kennengelernt hat, keine flüchtigen Bekannten, sondern feste, innige Freunde, auf die er sich in einem Maße verlassen kann, wie er es nicht für möglich erachtet hätte (vgl. Casimir/Harrison 1996, 25). Eine andere Userin erklärt: »You can say things, you can express feelings, that you would

blush or stutter or turn away if you were trying to express them face to face (...)« (zit. n. Bahl 1997, 73). Nicht nur Worte, ein ganzes Arsenal von Emotions und Smilies steht den Usern für die Mitteilung ihrer Gefühle zur Verfügung.

Der Reiz, in den elektronischen Datennetzen Gefühle zu leben, kann nicht unabhängig von der rationalistischen Bedeutungstradition gesehen werden, in der Datennetze stehen. Als Schauplatz emotionaler Prozesse widersprechen sie der Intention, die sie selbst verkörpern. Sie erlauben, in den Dienst emotionaler Wünsche gestellt, neuartige Verbindungen zwischen Vernunft und Gefühl; User(innen) erfahren - und das kann faszinierend sein - im Zusammenhang, was anderenorts mühsam auseinandergehalten werden muß.

Doch was fangen wir mit unseren »Netzgefühlen« an? Wie sehr dürfen wir uns auf sie einlassen? Was bedeuten sie für unsere emotionale Entwicklung? Was dürfen wir uns von ihnen versprechen, was müssen wir befürchten? Welche Anforderungen stellen sie an unser Denken und Handeln? Meine These: Das Gefühlserleben im Netz enthält Herausforderungen, auf die wir nicht vorbereitet sind. Diese rühren an Bedingungen, in die emotionale Prozesse bislang selbstverständlich eingebettet waren. Sie markieren neuartige oder forcierte Risiken ebenso wie bislang ungekannte Chancen. Worin die Herausforderungen bestehen und auf welche Weise sie unsere emotionalen Begegnungen betreffen, will ich im folgenden herausarbeiten.

EMOTIONALE HERAUSFORDERUNGEN

Meine Analyse bezieht sich auf die computergestützte Kommunikation in Mailinglisten², Newsgroups³, Chatrooms⁴, MUDs. Die empirische Grundlage bilden neben wissenschaftlichen Untersuchungsbefunden Berichte von Usern, eigene Erfahrungen sowie Kommunikationsprotokolle aus

dem Netz. Meine Ausführungen sollen sensibilisieren für die emotionale Seite computergestützter Kommunikation; sie beanspruchen nicht, dieses Thema erschöpfend zu behandeln.

The time difference does make a difference!

Amy und Michael trennen mehrere tausend Kilometer voneinander. Wenn sie online miteinander kommunizieren, scheinen Raum und Zeit überwunden. Doch der Schein trügt. Amy erklärt: »The time difference does make a difference! Like Michael is a different person in the morning than he is in the evening. And sometimes I have to really recognize that because in the daytime he's very active, kind of hyper and really enthusiastic, and (...) later in the night he just crashes, he 'pff...', you know. And so he gets really tired and doesn't talk much, and so I wonder: 'Is there something wrong? (...)'. Sometimes we'll make a time to talk together in the early morning for me. And that's like torture, 'cause getting out of bed at six o'clock in the morning to talk to Michael (...)'« (zit. n. Bahl 1997, 79). Gefühle entwickeln sich offline in relativer Kenntnis von Alter, Geschlecht, Beruf, Familienstand, Wohnort des anderen. Persönlichkeitsmerkmale und Lebensumstände beeinflussen die Art, Intensität und Verbindlichkeit entstehender emotionaler Beziehungen. Sie fördern Sympathie oder Antipathie, wirken dämpfend oder anfeuernd, gemahnen zur Vorsicht, kurz: Sie erweisen sich als Regulative. In computergestützten Kommunikationsforen, insbesondere in solchen, die sich Herzensangelegenheiten öffnen, wie MUDs und Chatrooms, können sich sehr rasch intensive Gefühle füreinander entwickeln, ohne daß man/frau weiß, was den anderen jenseits seiner Netzexistenz ausmacht. Das fehlende Wissen kann das emotionale Erleben beflügeln, provoziert es doch die Phantasie, mit der ich mir meine Traumfrau oder meinen Traummann herbeizaubern kann. In der Überzeugung, mich

nicht wirklich zu binden, kann ich im Netz nach Herzenslust flirten. Doch nicht selten wird aus dem Spiel Ernst, die Gefühle drängen nach Kontinuität und Verbindlichkeit. Nun erhält Relevanz, was zunächst unbeachtet blieb, die räumliche Entfernung, das Aussehen, die Verpflichtungen und Bindungen, die der andere jenseits der Netzbeziehung eingegangen ist. Für Amy und Michael resultieren aus dem durch die räumliche Entfernung gegebenen Zeitunterschied ungünstige Bedingungen für die Treffen im Netz. Amy ist müde, wenn Michael hellwach ist, und umgekehrt; das gibt Anlaß für Mißverständnisse.

Was ist, wenn Offline- und Online-Realität einander zu unversöhnlich gegenüberstehen, wenn Ideale und Prinzipien zur Disposition stehen? Michael war schockiert, als er Amy, die sich zu einem Flug nach Deutschland entschlossen hatte, auf dem Flughafen abholte und ihm eine übergewichtige junge Frau entgegentrat. Im Netz hatte sich Amy als blond und schlank beschrieben. Michaels Ideale gerieten auf den Prüfstand. Doch er konnte sich arrangieren. Ja, er sah es sogar positiv, daß er Amy zuerst im Netz begegnet war, denn offline hätten ihn seine Idealvorstellungen daran gehindert, Amy kennenzulernen. Die im Netz hergestellte emotionale Nähe erwies sich als stabil genug, um die Enttäuschung abzufangen, mehr noch: Sie ermöglichte, diese konstruktiv zu wenden. Aus den beiden wurde ein Paar.

Computergestützte Kommunikation erfordert Selbstdarstellung. Das gibt Gelegenheit, sich neu zu entwerfen. Der Identity-Switch ist in den Datennetzen ein weit verbreitetes Phänomen; besonders beliebt ist, wie Sherry Turkle herausgefunden hat, der Wechsel der Geschlechtsrolle. Frauen agieren im Netz als Männer und diese als Frauen mit der Konsequenz, daß sich die Freundin im Netz als Freund und der Online-Freund als Freundin herausstellen kann. Wohin mit den Gefühlen, die ursprünglich einer Frau galten, wenn sich diese im inten-

siven Kontakt als Mann zu erkennen gibt? Können die entstandenen Gefühle wieder zurückgenommen werden, lassen sie sich übertragen, oder verkehren sie sich in Aggression? Letzteres geschah in einer Geschichte, die Sherry Turkle erzählt (vgl. Turkle 1996, 228 ff.). Im Mittelpunkt der Geschichte steht die in einem Chatroom auftretende schwerbehinderte Psychiaterin Joan, hinter der sich ein Mann verbirgt. Joan baut in der CompuServe-Gesprächsgruppe Beziehungen von großer emotionaler Intensität zu Frauen auf, die auch erotisch-sexuelle Züge annehmen. Als die Beziehungen immer tiefer werden, gerät der Schöpfer der Spielfigur in Panik und beschließt, Joan sterben zu lassen. Er teilt deren Online-Freundinnen mit, daß Joan schwer krank in ein Krankenhaus eingeliefert wurde, und löst damit eine Welle der Sympathie und Liebe für Joan aus. Bei dem Versuch der Online-Freundinnen, das Krankenhaus ausfindig zu machen, fliegt der Schwindel auf. Die Getäuschten reagieren mit Zorn und Wutausbrüchen. Diese Geschichte wird seit 15 Jahren online diskutiert, was ein Hinweis darauf ist, wie sehr sie die unmittelbar Beteiligten und auch nachfolgende Netzgenerationen emotional aufwühlte und das, obwohl mit einem Identity-Switch in elektronischen Kommunikationsräumen gerechnet werden muß.

Gefühle, so scheint es, können nicht spielerisch gehandhabt werden. Wer fühlt, meint es ernst und reagiert verstört, wenn die angenommene Realität der Annahme nicht entspricht. In eine solche Situation kann man/frau auch außerhalb elektronischer Datennetze geraten, doch eignen sich diese wie kaum ein anderer Ort zum Verkleiden und Verstecken. Daß die emotionale Irritation auch neue Wege eröffnen kann, erfährt Michael, für den sich durch die irritierende Face-to-face-Begegnung mit Amy Prioritäten verschieben. Doch genauso gut kann es sein, daß die Beziehungen im Netz angesichts erlebter Enttäuschungen emotional

verarmen oder - um sich gegen Verlust Erfahrungen abzugrenzen - zynisch werden.

Emotionale Abenteuer

Ich erinnere an Amy, die die Realität online von der Realität offline abzuspalten suchte. Die Empfindungen ihrem Online-Freund Michael gegenüber paßten nicht zu ihrem Leben außerhalb des Fantasyspiels, in dem es bereits einen Freund gab. Gegen die drohende emotionale Verwirrung entwickelte sie eine Strategie; sie sagte sich: »They are my netfeelings. I don't have to deal with them« (zit. n. Bahl 1997, 102). Doch sie scheiterte. Der emotionale Widerspruch war für sie nicht lebbar. Die Beziehung mit ihrem Offline-Freund ging in die Brüche. Nicht nur das Absehen von den im Netz nicht sichtbaren Lebensumständen des anderen, auch die Ausblendung der eigenen Lebensumstände aus Netzbegegnungen kann zur emotionalen Herausforderung werden. Elektronische Kommunikationsräume fördern wie kaum ein anderer Kontext die Illusion, das Geschehen online hätte mit dem wirklichen Leben nichts zu tun. Auf diese Illusion stützt sich die Unterscheidung zwischen Virtualität und Realität, die suggeriert, daß es eine ursprüngliche Wirklichkeit, eine einzige und wahre Wirklichkeit gibt, von der die virtuelle abzusetzen ist (vgl. Münker 1997, 117 f.). Dieser Unterscheidung liegt der Wunsch nach klaren Grenzen, nach sauberen Dichotomien zugrunde. Sie ignoriert, daß sich im Zuge einer sich ausdifferenzierenden Moderne das Spektrum an Wirklichkeitsregionen erweitert, die uns oft in rascher Aufeinanderfolge zum Aktionsfeld werden. Von keiner der verschiedenen Wirklichkeiten hat es einen Sinn zu sagen, sie sei wirklich oder sie sei fiktiv (vgl. Flusser 1993, 70); keine dieser Wirklichkeiten erlaubt uns ein Handeln als ob. Amy erfährt nicht nur, daß ihr selbst das computergestützte Fantasyspiel keine Scheinexistenz gestattet; sie erfährt darüber hinaus, daß die Online- und Offline-Sphäre aufeinander Einfluß nehmen. Für Amy wirft das Pro-

bleme auf. Ava, eine andere MUD-Userin, bekommt dadurch eine Chance. Diese bekommt sie nicht deswegen, weil sie, wie Amy, einen Teil ihrer Identität ausblendet, sondern im Gegenteil: Der elektronische Kommunikationsraum ermutigt sie, ein traumatisches Ereignis offline in ihr Leben zu integrieren (Turkle 1995, 263). Ava hatte bei einem Autounfall ein Bein verloren. In einem MUD schuf sie eine einbeinige Figur, die eine Liebesbeziehung einging. Dieser Schritt befähigte sie, ihren realen Körper anzunehmen. Sie lernte, sich in ihrer Unvollständigkeit als vollständig anzusehen. Nachdem sie online eine Liebesbeziehung gelebt hatte, wagte sie - so sieht sie es -, auch offline wieder zu lieben. Das Netz wurde für sie zum Ort der Heilung.

Sowohl Amy als auch Ava nutzen das Netz für ein emotionales Abenteuer, bei dem Amy etwas verschweigt und Ava etwas zeigt. Beide Verhaltensweisen sind gewagt und vielleicht nur deshalb möglich, weil das Netz als eine Art Übergangsraum wahrgenommen wird, in dem die Grenzen zwischen Spiel und Ernst fließend sind. Beide Frauen erfahren das Netz als poröses Gehäuse. Das in diesem sich abspielende emotionale Geschehen drängt über das Netz hinaus, was die beiden Userinnen in besonderer, aber auf jeweils unterschiedliche Weise fordert. Von Ava ist Transformationskompetenz gefordert; sie muß die online gesammelten Erfahrungen in andere Realitätskontexte übertragen; Amy steht vor der Aufgabe, mit dem Widerspruch zwischen Online- und Offline-Gefühlen umzugehen.

Ohne unseren Leib!

Gefühle sind nicht nur ein seelisches, sondern immer auch ein leibliches Geschehen; psychisches Erleben wird ausgelöst durch Erröten, Schweißausbruch, durch den kalten Schauer, der einem über den Rücken läuft (vgl. Dreitzel 1995, 494). Die Leibgebundenheit der Gefühle ist wesentlich. Der

Leib empfängt Gefühle und antwortet auf sie durch körperliche Erregung. Die leibliche Kommunikation überbrückt die Trennung zwischen den Subjekten, indem sie die Gefühle anderer in der eigenen, leiblichen Resonanz indirekt erlebbar macht (vgl. Meier-Seethaler 1998, 295). Der Leib wird zur Landschaft, auf der sich die Gefühle anderer spiegeln und der mir meine eigenen Gefühle, mit denen ich mich zu meinem Gegenüber ins Verhältnis setze, spüren läßt. Er wird damit zu einer Bedingung für die Kultivierung von Gefühlen. Der Leib hilft mir, die Gefühle anderer zu verstehen, und er unterstützt mich darin, meine emotionalen Empfindungen anderen zu übermitteln, wodurch wiederum Gefühle geweckt werden. Hans-Peter Dreitzel schreibt: »Alles, was an Rede und mitunter auch an Schweigen ausgetauscht wird, bekommt durch Tonlage und Stimmfärbung, durch Mienenspiel und Geste seine spezifische Tönung, die uns deutlich macht, wie wir jeweils miteinander stehen und in welchem Beziehungskontext das Gesagte jeweils zu verstehen ist« (Dreitzel 1983, 180). Die leibliche Expressivität dient der Kommentierung unserer Worte und der laufenden Verdeutlichung unserer Beziehungen zueinander. Der Anthropologe Paul Ekman unterscheidet verschiedene leibliche Ausdrucksformen:

- Gesten, die während des Sprechens das Gesagte unterstreichen
- Gesten, die das Verhalten des anderen kommentieren, z.B. Stirnrunzeln
- Gesten mit kodifizierter Bedeutung, z.B. Händeschütteln (vgl. Dreitzel 1983, 182).

Leib und Seele⁵ sind nach Merleau-Ponty keine zwei unterschiedlichen Glieder, die vielleicht zusammenhängen, aber einander äußerlich bleiben. Das Physische und das Psychische sind als verschiedene Integrationsstufen voneinander zu unterscheiden (vgl. Merleau-Ponty 1976, 235). Nicht immer findet die Psyche die Fülle ihres vitalen Ausdrucks, und nicht immer gewinnt der Leib Sinn.

Wie stellt sich das Zusammenspiel von leiblichem und emotionalem Geschehen in elektronischen Kommunikationsräumen dar? Es gibt keinen Grund anzunehmen, daß Gefühle in der computergestützten Kommunikation nicht auch physisch erlebt werden. Doch die leibliche Resonanz ist für meine Online-Partner nicht zu sehen, nicht zu hören, nicht zu riechen. Wir tauschen Worte aus, keine Blicke, kein Achselzucken, kein Stirnrunzeln, kein Lächeln, keine Berührungen (vgl. Rheingold 1994, 97). Elektronische Datennetze sind in diesem Sinn Dunkelkammern. Alles, was wir neben Worten für die Mitteilung psychophysischer Reaktionen haben, sind Zeichen wie :-*) für Benutzer freut sich, :-*) für einen Kuß, :-D für Benutzer lacht oder :-)) :-)) für das Glück läßt sich steigern (aus Casimir/Harrison 1998, 208). Man muß sich nur ein glückliches Gesicht oder ein leibhaftiges Lachen vorstellen, um die durch diese Zeichen erfolgende Reduktion des emotionalen Ausdrucks zu erkennen.

Die Philosophin Elisabeth List sieht in der Technik die Materialisierung einer auf die antike Geistmetaphysik zurückgehenden Vision (vgl. List 1996, 87). Es ist die Vision von der Möglichkeit einer geistigen Existenz jenseits der psychophysischen Konstellation alltäglicher leibgebundener Sinnlichkeit, von der Möglichkeit, das Geistige aus seiner Leibgebundenheit zu befreien. Die neuen Technologien stellen für List den bislang letzten und radikalsten Schritt der Entkörperlichung des Psychischen dar. Amy betrachtet dies als Vorteil: »Sometimes I think those relationships (Offline-Beziehungen, d.V.) don't go as far as they could because there is the person sitting in front of you« (zit. n. Bahl 1997, 72). Es könnte sein, daß Amy der Gesichtsausdruck der Person, die ihr gegenüber sitzt, nicht gefällt oder daß es sie abstößt, wie die Person ißt. In der computergestützten Kommunikation würde sich Amys Sympathie allein darauf stützen, ob eine Person etwas Nettes oder Interessan-

tes sagt. Face-to-face würde das nicht genügen, ja, das Liebenswerte könnte durch andere Eigenschaften einer Person überdeckt werden. »I'm gonna be dealing with a lot more elements of a person«, sagt sie, »and so my overall opinion of the person is gonna be lower - because those things bring it down« (ebd.). Ava dagegen, der das Netz die Chance geboten hätte, etwas, was sie als nicht liebenswert einschätzte, nämlich ihre beschädigte Körperlichkeit, zu verbergen, nutzte das Netz, um den Makel zu offenbaren, möglicherweise, weil sie damit rechnen konnte, daß die beschriebene körperliche Beeinträchtigung die Entstehung von Sympathie und Zuneigung weniger behindert als deren sichtbare Präsentation im Face-to-face-Kontakt. Körperbehinderte können, wie Rheingold schreibt, im Netz erfahren, daß sie »so behandelt werden, wie sie schon immer behandelt werden wollten - als Denker, Ideenvermittler und nicht als körperliche Gefäße mit einer bestimmten Geh- und Sprechweise« (Rheingold 1994, 105). Dieser positive Effekt ergibt sich freilich nur in einer Gesellschaft, die ihren Umgang mit Körperbehinderten durch Diskriminierung und Ausgrenzung regelt. Thomas, ein junger User, vermißt, anders als Amy, die Gestik und Mimik in der elektronischen Kommunikation, sobald eine Beziehung enger wird. Er möchte in diesem Fall Gewißheit haben, wie Bemerkungen zu verstehen sind, ob sie ernst oder als Scherz gemeint sind. Er vermißt die Körperlichkeit in der von Dreitzel beschriebenen kommentierenden Funktion.

Man kann nicht sagen, daß ich im Netz für mein Gegenüber nicht präsent bin, zu sehr ist menschliches Dasein, zu sehr sind alle kulturellen Schöpfungen dem Leiblichen verhaftet, auch die Sprache. Auch Worte schnappen in unsere Körper hinein. Auch Worte lassen uns erschauern, erröten, vibrieren oder erstarren (vgl. Merleau-Ponty 1966, 275). Der Leib ist im Netz nicht auf gewohnte Weise da oder nicht da; er ist

anders da, und er ist nur in Ausschnitten da. Rheingold bringt die Unmöglichkeit, in der computergestützten Kommunikation Gesichtsausdruck und Körpersprache zu übermitteln, mit den im Netz nicht selten auftretenden Aggressionen in Verbindung. Die physische Abwesenheit lockert nach Rheingold soziale Bindungen, die Menschen daran hindern, sich gegenseitig zu beleidigen (vgl. Rheingold 1994, 110). Die Annahme von Merleau-Ponty, daß sich Leib und Seele zur wechselseitigen Existenzbedingung werden, erfordert, weitere Risiken im Auge zu behalten. Gefühle, die keinen leiblichen Ausdruck finden, verkümmern, wenn die Annahme stimmt, und ein Leib, der seine Verbindung zu den Gefühlen einbüßt, hört auf, ein lebendiger Leib zu sein (vgl. Merleau-Ponty 1976, 243).

Das tat weh!

»Claude war 36, Schweizer, und hatte offensichtlich all das, was mir an Menschen gefällt: Intelligenz, Offenheit, Witz und Humor, eine lockere und leichte Art, außergewöhnliche Lebenserfahrung, ein fesselndes Ausdrucksvermögen« (Casimir, Harrison 1996, 115).

Claude ist eine Online-Bekanntschaft. Roswitha Casimir, die sich online Owi nannte, war ihm in einem Chat begegnet. Es dauerte eine Weile, bis Claude sie privat ansprach: Claude: Hey Owi, ich mag Dich! Du bist witzig.

Owi: (errötet)

Claude: Ach wo, warum denn erröten.. Hast Du Lust auf ein Privatgespräch?

Dies war der Anfang zu einem regelmäßigen Kontakt. Claude und Owi verabredeten sich ein- bis zweimal pro Woche online; sie unterhielten sich über Berufliches und Familiäres. Claude wurde für Owi »zu einem wichtigen Freund und festen Punkt« (Casimir, Harrison 1996, 119) in ihrem Leben. Von einem Tag auf den anderen meldete sich Claude nicht mehr. Owi stellte Nachforschungen an und fand heraus, daß

er weder krank noch verweist war. Owi fühlte widersprüchlich: Sie war traurig, enttäuscht, böse. Irgendwann entdeckte sie Claude wieder am Nachrichtenbrett des Forums, und sie hinterließ die Nachricht, daß sie stocksauer sei. Daraufhin meldete sich Claude, erklärte sein Schweigen mit Arbeitsüberlastung und versprach, am nächsten Donnerstag in das Forum zu kommen, um sie zu treffen. Owi war an besagtem Donnerstagabend online. Sie schreibt: »Insgesamt war ich fünf Stunden ohne Unterbrechung in dem Forum, beteiligte mich an keinem Gespräch, sondern saß nur da, blickte auf den Bildschirm und wartete auf Claude. Aber er kam nicht (...). Ich bin ihm nie wieder online begegnet« (Casimir, Harrison 1996, 121).

Emotional aufgeladene Situationen, die plötzlich abbrechen, produzieren affektive Überschüsse (vgl. Dreitzel 1995, 502). Diese bestehen aus den in der Auslösesituation nicht ausreichend ausgedrückten Gefühlen; der Gestaltpsychologe Frederick Perls spricht von »unfinished business«. Es besteht das Risiko, daß Überschußaffekte in andere Situationen hineingetragen werden, die mit der Auslösesituation nichts zu tun haben. Sie belasten neue Beziehungen, wenn sie sie nicht überhaupt verhindern.

Die technischen und organisatorischen Bedingungen elektronischer Kommunikation machen es leicht, sich plötzlich aus existierenden Beziehungen auszuklicken. Wenn etwas zu kompliziert wird, wird es verabschiedet, und man setzt auf ein neues Pferd: nichts muß ausgetragen werden (vgl. Negt 1998, 43). Man kann sogar wiederkommen, unter einem neuen Namen, und man hat mit dem, der man vorher gewesen ist, nichts mehr zu tun. Solches Verhalten folgt dem Motto 'Nichts Langfristiges', das Richard Sennett als das sichtbarste Zeichen des gegenwärtig sich vollziehenden gesellschaftlichen Wandels bezeichnet hat (vgl. Sennett 1998, 25). Das Motto ist der Ungeduld des modernen Kapitalismus geschuldet, die

kein längeres Verharren an einem Ort, in einer Beziehung, in einer Tätigkeit duldet. Selbst in kurzfristige Marktstrategien eingebunden, fordert das Kapital das flexible Subjekt, das sich biegt und verwandelt, stets offen ist für neue Erfahrungen und sich auf allen Bühnen bewegen und behaupten kann (vgl. a.a.O., 182). »Nichts Langfristiges!« ist ein verhängnisvolles Rezept für die Entwicklung von Vertrauen, Loyalität und Intimität, die Zeit brauchen.

Die neuen Medien locken mit wechselnden Bühnen und unübersehbar vielen Beziehungsmöglichkeiten. Um nichts zu versäumen, darf man sich nirgendwo zu lange aufhalten. Das Glück läßt sich steigern :-)) :-))). Abschiede dürfen kein Problem sein. Damit einem niemand einen Strich durch die Rechnung machen kann, macht man sich sang- und klanglos aus dem Staub. Das könnte in einen Mechanismus münden, den Mitscherlich die Unfähigkeit zu trauern genannt hat. Die Unfähigkeit zu trauern hat nicht nur Konsequenzen für die Gegenwart. Wer nicht trauern kann, hat auch keine Kraft zur Utopie (vgl. Negt 1998, 43).

Emotionale Mißverständnisse

In den elektronischen Datennetzen treffen Menschen verschiedenster sozialer und kultureller Herkunft aufeinander. In einem bislang ungekannten Ausmaß besteht damit die Möglichkeit, über fast alle Unterschiede hinweg miteinander zu kommunizieren. Sofern man Zugang zu den neuen Informations- und Kommunikationstechnologien hat, dies setzt natürlich ökonomische Ressourcen voraus, ist alles, was man für den Aufenthalt in den Netzen braucht, etwas technische und vor allem kommunikative Kompetenz. In Sekundenschnelle können Menschen verschiedener Kontinente miteinander ins Gespräch kommen. Die Verschiedenartigkeit der miteinander kommunizierenden ist für Rheingold eine der Hauptattraktionen dieser Medien und zugleich die Quelle verzwicktester Probleme (vgl. Rheingold 1994, 101). Die sich begeg-

nenden Menschen haben eine unterschiedliche kulturelle oder subkulturelle Sozialisation durchlaufen. Die Differenzen dürften ungleich weniger bewußt sein als in einer leibhaftigen Begegnung, ist man doch weder füreinander sichtbar noch geht der Begegnung eine Reise voraus, die die Ankunft in einem anderen Kulturkreis zu einem unübersehbaren Faktum macht.

Kulturelle Differenzen betreffen auch die Gefühle. Jede Kultur kultiviert bestimmte Gefühle und bestimmte Formen des Gefühlsausdrucks; auch die Wertschätzung von Gefühlen differiert von Kultur zu Kultur. So sind z.B. die Interaktionen der Bantu in Kenia so geregelt, daß Äußerungen intensiver Emotionen geächtet sind (vgl. Ulich 1995, 123). Die Mütter tun alles, um die Emotionen ihrer Kinder zu dämpfen. Wenn freudige Erregung nur in Schwierigkeiten bringt, dann werden solche Kinder ein Gefühl von Glück entwickeln, daß sich nur zurückhaltend äußert. In euro-amerikanischen Kulturen scheint Glück dagegen Schwung, Aufregung und Bewegung zu beinhalten. Auch im emotionalen Dialog japanischer Mütter mit ihren Kindern dominieren Versuche der Besänftigung und der Unterdrückung von Äußerungen eines Unbehagens; amerikanische Mütter dagegen stimulieren ihre Kinder eher und fördern Äußerungen von Wohlbehagen und Glück (vgl. Ulich a.a.O., 125). Die kulturellen Differenzen werden durch subkulturelle Normen variiert. White-Collar-Eltern aus dem euro-amerikanischen Kulturkreis ermutigen emotionale Differenzierungsfähigkeit und Feinfühligkeit sowie eine gute Kontrolle über Stimmungen; in der Arbeiterschicht dagegen dürfen sich Aggression und Ärger deutlicher zeigen, allerdings nicht den Stärkeren, sondern nur den Schwächeren gegenüber (vgl. ebd.). Je nachdem, wie bedeutsam bestimmte Gefühle in einer Kultur eingeschätzt werden, sind sie sprachlich mehr oder weniger repräsentiert. Die kulturspezifisch erworbenen Gefühlsnormen prägen das emotionale Erleben und die emotiona-

len Ausdrucksmöglichkeiten. Gefühlsmitteilungen, die einem User aus dem euro-amerikanischen Kulturkreis noch sehr vorsichtig und zurückhaltend erscheinen, kann der Empfänger, der einem anderen Kulturkreis angehört, schon als zu direkt, vielleicht als verletzend erleben. Den Normen der eigenen Kultur verpflichtet, darf er die Verletzung möglicherweise nur verschlüsselt mitteilen, wobei er nicht sicher sein kann, ob seine Mitteilung wahrgenommen, geschweige denn richtig gedeutet wird.

Kulturelle Differenzen im Gefühlsleben lassen Mißverständnisse, emotionale Verunsicherung, Verletzungen erwarten, wenn Angehörige unterschiedlicher Kulturkreise im Netz aufeinandertreffen, zumal die Kommentierung durch Gesichtsausdruck, Bewegung, Haltung fehlt, die Unverständliches verstehbar und Verwirrendes entwirren könnte. Auf die emotionale Verstörung kann auf zweierlei Weise geantwortet werden: durch die Abwehr des anderen und Fremden, was fundamentalistische Tendenzen begünstigt, die nur noch das Eigene als das einzig Wahre gelten lassen, oder durch den Versuch, mit dem Fremden in einen Dialog zu treten, in dem sich alle Beteiligten weiterentwickeln. Das Mißverständnis bietet einen notwendigen Anlaß, nach Verständigung zu suchen. Würden wir uns vollständig verstehen, hätte das Miteinanderreden keinen Sinn mehr (vgl. Meyer-Drawe 1990, 23). Das emotionale Mißverständnis in der computergestützten Kommunikation könnte genutzt werden, um zu üben, was uns in einer zunehmend multikulturell sich gestaltenden Welt auch offline hilfreich sein könnte: Sensibilisierung für die emotionale Differenz, nicht um sie aufzuheben, sondern, um mit ihr leben zu lernen.

TRADIERTER STRUKTUREN VON SUBJEKTIVITÄT AUF DEM PRÜFSTAND

Lassen Sie mich mit einer taoistischen Fabel abschließen, die ich bei Elisabeth List gefunden habe: Eine Malerin erhält den

Auftrag, »die Eingangshalle eines vornehmen Hauses mit einem Gemälde zu schmücken. Sie besah sich die Wand und malte einen dichten Wald von exotischer Schönheit. Als das Gemälde fertiggestellt war, wurden Gäste zu seiner Besichtigung geladen, und auch die Künstlerin war zugegen. Während des festlichen Zusammenseins geschah es, daß sich die Künstlerin mit einem Lächeln von den Gästen verabschiedete, sich zur Wand drehte, auf den Wald zuging und zwischen den Bäumen und Sträuchern verschwand - und ward nie mehr gesehen (...).« (zit. n. List 1996, 99).

Die Taoisten ziehen aus der Fabel die Lehre, von der Einbildungskraft stärker Gebrauch zu machen und sich im Spiel mit dem Denkmöglichen von den Fixierungen des erworbenen Weltbildes zu lösen. Ein ähnliches Angebot erhalten die emotionalen Begegnungen im Netz. Sie konfrontieren uns mit Erfahrungen, die die Selbstverständlichkeit der Art, wie wir wahrnehmen, wie wir denken, fühlen, Freundschaften gestalten, Erotik, Sexualität leben, Familie verstehen, in Zweifel ziehen. Der Zweifel greift grundlegend in unsere Subjektivität ein. Er wirft grundlegende Probleme von Sein, Sollen und Wollen auf. Die emotionalen Herausforderungen in der computergestützten Kommunikation beschreiben eine Dekonstruktion tradierter Strukturen von Subjektivität. Sie stellen Anforderungen an Subjektivität, die die Notwendigkeit einer veränderten Binnenausstattung der Subjekte markieren.

Eine Veränderung von Subjektivität geht notwendig mit einer Gefährdung des Subjekts einher. Um die Gefährdung zu minimieren und die Chancen zu optimieren, ist eine bewußte und institutionalisierte Auseinandersetzung mit den emotionalen Herausforderungen computergestützter Kommunikation unverzichtbar. Sie wäre insbesondere auf zwei Ebenen zu führen: auf der Ebene der kritischen Analyse und Kommentierung und auf der Ebene von Erziehung

und Bildung. Der Anspruch an kritische Analyse betrifft die Wissenschaft und den Journalismus. Letzterer, so scheint es mir, stellt sich diesem Anspruch stärker, als die Wissenschaft es bislang tut. Zwar mehren sich wissenschaftliche Publikationen zum Thema Neue Technologien, doch meist sind die in ihnen enthaltenen Aussagen nur unzureichend empirisch abgesichert; sie beruhen auf Erfahrungen und Vermutungen der Autor(inn)en. Es fehlen die empirischen Analysen, was auch eine Frage der Forschungsförderung ist, die auf dem Gebiet elektronischer Datennetze, soweit es nicht um technische Anwendungsforschung geht, wenig entwickelt ist.

Die emotionalen Erfahrungen im Netz verweisen auf neue Anforderungen an Erziehungs- und Bildungsprozesse. Subjektivität ist ein Grundthema von Erziehung und Bildung. Doch die, die sich mit der Entwicklung von Subjektivität beschäftigen, die sie fördern und unterstützen wollen, Eltern, Lehrer(innen), Erzieher(innen), Psychotherapeut(inn)en zeigen sich zurückhaltend in ihrer Auseinandersetzungsbereitschaft. Warum? Liegt der Zurückhaltung eine Position zugrunde, die das Technische im Widerspruch sieht zu Sinnlichkeit, Naturnähe, Emotionalität und es daher gerade aus emanzipatorisch sich verstehenden Bildungsprozessen fernhalten will? Dies wäre eine Position, die sich leicht in realitätsferne »moralische Widerstandshaltungen (verwandelt), die sich in machtgeschützter Innerlichkeit verkapselt« (Negt 1998, 35). Oder liegt die Zurückhaltung daran, daß sich diejenigen, die sich kraft professioneller Zuständigkeit auf der Seite der Lehrenden und Wissenden befinden, schwertun, in die Rolle der Lernenden zu schlüpfen? Wie dem auch sei, eine Haltung der Technikdistanz ignoriert, daß wir in einer Welt leben, die von Technik nicht nur bestimmt, sondern durch Technik konstituiert wird. Dies verlangt nach einer Technikkompetenz, die zweierlei beinhaltet: den kompetenten Um-

gang mit Technik und die Fähigkeit und Bereitschaft, diesen Umgang zum Gegenstand kritischer Reflexion zu machen. Für Kinder und Jugendliche sind die neuen Technologien längst zu faszinierenden Bezugspunkten ihrer Alltagswelt geworden. Sie nutzen sie als Bühne für Selbstversuche und soziale Experimente. Sie spüren im Cyberspace neuen Möglichkeiten von Subjektivität nach, stülpen sich unterschiedliche Identitäten über, surfen abenteuerlustig durch die digitale Traumwelt. Ob die Erwachsenen es wünschen oder nicht, die Heranwachsenden geben den neuen Medien einen selbstverständlichen Platz in ihrem Alltag. Und sie stellen Fragen, so wie Daniel (17 Jahre), der wissen will: »Was mache ich, wenn mir meine Freundin erklärt, sie liebt jetzt einen anderen, und es ist ein Roboter?«⁶.

Anmerkungen

- 1 Textbasiertes Spiel, in dem die einzelnen Spieler(innen) Figuren aus einer Fantasywelt übernehmen.
- 2 Thematisch gegliederte Diskussionsforen, bei denen die Beiträge an einen festen Teilnehmer(innen)kreis verschickt werden.
- 3 Nachrichtenbrett, an dem die Teilnehmer(innen) bestimmte oder wechselnde Themen diskutieren.
- 4 Internationales elektronisches Plauderprogramm
- 5 Merleau-Ponty verwendet den Begriff Seele als eine Kategorie, die Denken und Fühlen umfaßt.
- 6 Frage im Rahmen eines Wettbewerbs der Heinrich-Böll-Stiftung, bei dem Jugendliche aus aller Welt gefragt wurden: Was beschäftigt euch zur Jahrtausendwende?

Literatur

- BAHL, A. (1997): Zwischen On- und Offline. Identität und Selbstdarstellung im Internet. München: KoPäd Verlag
- CASIMIR, R., HARRISON R. (1996): Cyberrom@nzen. Online-Beziehungskisten und Partnersuche im Internet. Mannheim: Bollmann Verlag

- DREITZEL, H. P.** (1983): Der Körper als Medium der Kommunikation. In: Imhof, A. E. (Hrsg.), *Der Mensch und sein Körper*. München: Beck Verlag, S. 179-196
- DREITZEL, H. P.** (1995): Emotionen in der Gefühlstherapie - ihre Bedeutung und Handhabung im therapeutischen Prozeß. In: Petzold, H. (Hrsg.), *Die Wiederentdeckung des Gefühls*. Paderborn: Junfermann Verlag, S. 493-518
- ELIAS, N.** (1976): Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenese und psychogenetische Untersuchungen. Erster Band. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- FINK-EITEL, H., LOHMANN G.** (1993): Einleitung. In: Fink-Eitel, H., Lohmann G. (Hrsg.), *Zur Philosophie der Gefühle*. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, S. 7-19
- FLUSSER, V.** (1993): Gesten. Versuch einer Phänomenologie. Frankfurt/Main: Fischer Verlag
- HERDER, J. G.** (1961): Von deutscher Art und Kunst. In: *Werke in zwei Bänden, Erster Band*. München: Hanser Verlag, S. 831-895
- HORKHEIMER, M.** (1967): Zur Kritik der instrumentellen Vernunft. Frankfurt/Main: Fischer Verlag
- LIST, E.** (1996): Platon im Cyberspace, Technologien der Entkörperlichung und Visionen vom körperlosen Selbst. In: Modelmog, I./Kirsch-Anwärter, E. (Hrsg.), *Kultur in Bewegung: Beharrliche Ermächtigung*. Freiburg i. B.: Kore Verlag, S. 83-109
- LÖW-BEER, M.** (1993): Zur Einschätzung von Gefühlen und Gefühlsleben. In: Fink-Eitel, H., Lohmann, G. (Hrsg.), *Zur Philosophie der Gefühle*. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, S. 89-111
- MATURANA, H., VARELA, F.** (1987): *Der Baum der Erkenntnis*. Bern/München/Wien: Scherz Verlag
- MEIER-SEETHALER, C.** (1998), *Gefühl und Urteilskraft. Ein Plädoyer für die emotionale Vernunft*. München: Beck Verlag
- MERLEAU-PONTY, M.** (1966): *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin: Walter de Gruyter Verlag
- MERLEAU-PONTY, M.** (1976): *Die Struktur des Verhaltens*. Berlin/New York: Walter de Gruyter Verlag
- MEYER-DRAWE, K.** (1990): *Illusionen von Autonomie*. München, P. Kirchheim Verlag
- MÜNKER, ST.** (1997): Was heißt eigentlich: »Virtuelle Realität«?, Ein philosophischer Kommentar zum neuesten Versuch der Verdoppelung der Welt: In: Munker, St./Roesler, A. (Hrsg.), *Mythos Internet*. Suhrkamp Verlag, S. 108-130
- NEGT, O.** (1998): Lernen in einer Welt gesellschaftlicher Umbrüche. In: Dieckmann, H. Schachtsiek, B. (Hrsg.), *Lernkonzepte im Wandel. Die Zukunft der Bildung*. Stuttgart: S. 21-44
- PAETAU, M.** (1997): Sozialität in virtuellen Räumen. In: Becker, B., Paetau, M. (Hrsg.), *Virtualisierung des Sozialen. Die Informationsgesellschaft zwischen Fragmentierung und Globalisierung*. Frankfurt/Main: Campus Verlag, S. 103-134
- REISCH, E.** (1997): *Vernetzte Herzen. Chat, Flirt und Leidenschaft im Cyberspace*. Düsseldorf/München: Econ Verlag
- RHEINGOLD, H.** (1994): Der Alltag in meiner virtuellen Gemeinschaft. In: Faßler, M., Halbach, W. R. (Hrsg.), *Cyberspace. Gemeinschaften, Virtuelle Kolonien, Öffentlichkeiten*. München: Fink Verlag, S. 95-121
- SCHACHTNER, CH.** (1993): *Geistmaschine. Faszination und Provokation am Computer*. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag
- SCHERER, B.** (1997): Vom Müssen zum Wollen. Arbeiten mit dem Personalcomputer. In: Schachtner, Ch. (Hrsg.), *Technik und Subjektivität*. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, S. 47-68
- SCHMIDBAUER, W.** (1985): Indirekte Aggression und offener Haß. In: Kahle, R., Menzer, H., Vinnai, G. (Hrsg.), *Haß. Die Macht eines unerwünschten Gefühls*. Reinbek: Rowohlt Verlag, S. 83-91
- SCHMITZ, H.** (1995): Gefühle in philosophischer (neophänomenologischer) Sicht. In: Petzold, H. G. (Hrsg.), *Die Wiederentdeckung des Gefühls*. Paderborn: Junfermann Verlag, S. 47-82
- SCHÜTZ, A., LUCKMANN, TH.** (1995): *Strukturen der Lebenswelt*. Darmstadt: Suhrkamp Verlag
- SENNETT, R.** (1998): *Der flexible Mensch*. Berlin: Berlin Verlag
- SIMMEL, G.** (1922): *Soziologie. Untersuchungen über die Form der Vergesellschaftung*: München/Leipzig: Duncker & Humblot
- TURKLE, SH.** (1986): *Die Wunschaschine*. Reinbek: Rowohlt Verlag
- TURKLE, SH.** (1995): *Life on the Screen, Identity in the Age of the Internet*. London: Weidenfeld & Nicolson
- ULICH, D.** (1995): Kinder, Jugendliche, Gefühle, Umwelt - Sozialisation und Entwicklung von Emotionen. In: Petzold, H. (Hrsg.), *Die Wiederentdeckung des Gefühls*. Paderborn: Junfermann Verlag, S. 119-135
- WELSCH, W.** (1991): Subjektsein heute. Überlegungen zur Transformation des Subjekts. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, H. 4 (1991), S. 347-365